Liebe Gemeinde,

eine x-beliebige Talkshowrunde. Die Moderatorin hat fünf Gäste eingeladen, darunter eine Politikerin der Regierungs- und einen Politiker der Oppositionspartei. Es geht los – die Moderatorin stellt ihre Eröffnungsfrage, das Thema ist in diesem Zusammenhang gar nicht so erheblich. Entscheidend ist, was dann passiert. Die Politikerin der einen Partei hat gerade erst angesetzt, da grätscht ihr der Politiker bereits hinein. Es entspinnt sich ein Streitgespräch, das der Moderatorin zunehmend entgleitet. Was besonders auffällt: Die klassische Form eines Gesprächs – ein Mensch redet, andere hören zu, um dann zu reagieren, was wiederum Resonanzen auslöst und Erwiderungen hervorruft – diese dialogische Regelgestalt löst sich im Laufe des Abends zunehmend auf. Das argumentative Für und Wider kann sich nicht entfalten, weil die Gesprächspartner:innen das, was ihre Gegenüber sagen, gar nicht mehr auf sich wirken lassen. Kaum hat sich jemand zu Wort gemeldet, geht die Gegenrede bereits los. Die Diskutierenden unterbrechen sich ständig – und viel zu oft reden alle einfach durcheinander, gleichzeitig und scheinbar in der Hoffnung, mit Beharrlichkeit und wachsender Laustärke doch das letzte Wort zu behalten. Als die Kamera am Ende des Abend dann final wegschwenkt, bekommt man Menschen zu sehen, die, als die Spannung von ihnen abfällt, eigentümlich erschöpft wirken.

Es geht mir mit diesem Einstieg gar nicht so sehr darum, den kommunikativen Sittenverfall zu beklagen. Ich glaube vielmehr, dass solche unerquicklichen Debattenverläufe nur Symptome einer tieferreichenden Problematik sind: Im Grunde scheinen die Teilnehmenden rechnen gar nicht damit zu rechnen, dass das, was ihre Gesprächspartner:innen von sich geben, irgendwie ihre eigene Position und Argumentation beeinflussen könnte.

Wenn es aber im Gespräch nur darum geht, eigenen, bereits verfestigte Standpunkte durchzufechten, dann wird zuhören in der Tat entbehrlich und Dominanzverhalten ein legitimes Ziel dialogischer Überwältigung.

Es wäre nun ein Leichtes, die Universitäten als Gegenräume zu den dialogischen Wettkämpfen auf der politischen Arena ins Feld zu führen. Denn eigentlich geht es in unseren Seminaren, Übungen und idealerweise auch Vorlesungen darum, die eigene Position im konstruktiv-kritischen Austausch mit bildenden Gehalten und anderen Ansichten zu finden, zu schärfen und gegebenenfalls zu hinterfragen.

Die Forderung, andere Ansichten zu achten und als Bildungschancen zu begreifen, klingt für uns daher zunächst einmal einsichtig und plausibel, besonders wenn, wie an der Humboldt-Universität, die Namensgeber und Gründungsgestalten des eigenen Hauses, sich dafür emphatisch ausgesprochen haben. Wie schwierig dies in der Praxis sein kann, zeigt sich erst, wenn ich mit Ansichten konfrontiert werde, die meiner eigenen Grundüberzeugungen widersprechen, die dem entgegenstehen, was ich wichtig finde, die ich ablehne, vielleicht sogar mit guten Gründen.

Kurzum: Der eigentliche Testfall bildender Verständigung ist der Konflikt. Ein solcher Konflikt steht im Mittelpunkt des heutigen Predigttextes über die Begegnung Jesu mit einer Griechin aus Syrophönizien. Keine Frage – der Text aus dem Markusevangelium, den wir vorhin in der Lesung gehört haben, beschreibt – so meint der Religionspädagoge – einen Bildungsprozess: Eine Begegnung findet statt, ein Gespräch entspinnt sich und am Ende sind beide in dieses Geschehen verwickelten Akteure verändert.

Wenn man diese Erzählung genau liest, wird deutlich, dass bildende Verständigung von den Beteiligten vor allem eines fordert: die Fähigkeit, sich zu bewegen.

Diese Dynamik zeigt sich bereits im ersten Satz dieser Geschichte. Jesus, der sich bis dahin vor allem im Umkreis seiner galiläischen Heimat aufgehalten hatte, setzt sich in Bewegung. Er macht sich auf zur phönikischen Küste. Im Kontext der damaligen Zeit bedeutete das eine Grenzüberschreitung: Jesus betritt, zum ersten und einzigen Mal in diesem Evangelium, „heidnisches“ Land, wobei die Bewohner von Tyrus, wie Zeitzeugen berichten, besonders schlecht auf ihre Grenznachbarn zu sprechen waren.

Hier zeigt sich bereits, dass Positionen nicht im luftleeren Raum entstehen: All unser Denken und Argumentieren ist unlösbar verwickelt in einem ganzen Geflecht aus Einstellungen, die sich im Laufe eines ganzen Lebens ausgebildet haben und teils so sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind, dass uns gar nicht mehr richtig bewusst ist, wie sehr sie unsere Kommunikation steuern. Das war, nebenbei bemerkt, bei den Brüdern Humboldt auch nicht anders. Bildende Verständigung heißt daher immer im ersten Schritt: sich mit der eigenen Lebensgeschichte und Lebenswelt auseinandersetzen – und damit eine Distanz zu schaffen, welche die Selbstverständlichkeit des Eigenen kritisch bricht.

Aber zurück zu Predigttext: An die erste Bewegung in die Fremde schließt sich eine zweite an, die zwei Menschen zusammenführt: Jesus, der – wie im Markusevangelium auffällig oft – eigentlich nur seine Ruhe haben will, wird von einer Frau aufgesucht. Sie fällt ihm vor die Füße, von einer Sorge getrieben, wie sie kaum drängender sein könnte: Ihr Töchterchen wird von einem unreinen Geist geplagt.

Wir kennen diese Konstellation aus den Evangelien zu Genüge, mit stets gleichem Ergebnis: Jesus wendet sich den Hilfesuchenden zu, einer anderen Tochter, der des Synagogenvorstehers Jairus, gibt er nicht nur die Gesundheit, sondern gleich das Leben wieder.

Nur, diesmal will er nicht. Er weigert sich, weist das Anliegen der Frau brüsk ab. Er begründet das in zwei Anläufen. Zunächst setzt er theologisch an: „Lass zuvor die Kinder satt werden“. Schon das klingt für uns schroff, entspricht aber Jesu Vorstellung, dass seine Sendung in erster Linie Israel als Gottes erwähltem Volk gilt. Paulus argumentiert ähnlich, wenn er an im Römerbrief schreibt, das Evangelium sei Gottes Kraft für jeden Glaubenden, „zuerst für den Juden und auch für den Griechen“ (Röm 1,15). Im Grunde tut Jesus hier etwas sehr Wichtiges. Er bekennt sich zu seiner Überzeugung und spricht diese klar aus: Er ist zuerst zu seinem Volk gesandt, den Kindern Gottes.

Bildende Verständigung, liebe Gemeinde, ist keine Aufforderung zu stumpfer Gleichmut. Sie bedeutet nicht, dass die Wahrheitsansprüche aller Überzeugungen eingeebnet werden müssten. Im Gegenteil: Sie setzt bei Beteiligten die Bereitschaft voraus, das, woran sie glauben, offen zu legen und ins Gespräch zu bringen.

Allerdings belässt es Jesus nicht dabei. Er schiebt noch einen weiteren Satz nach: „*Es ist nicht recht, dass man den Kindern das Brot wegnehme und werfe es vor die Hunde.*“

Zunächst ist klar festzustellen: Dieser Satz ist intolerant, weil die Bekundung der eigenen Wahrheitsgewissheit hier mit einer Abwertung des Anderen verbunden wird, und er ist schroff, weil er – anders als der Vorsatz – keinen graduellen, sondern einen prinzipiellen Unterschied zwischen zwei Gruppen macht.

Wir Christ:innen neigen dazu, solche Aussagen, die sich nicht so recht in unser Bild des gütigen Heilandes fügen wollen, geräuschlos zu übergehen. Der Evangelist Markus hat das nicht getan. Weil er – durchgängig – einen starken Akzent auf das volle Menschsein Jesu setzt. Jesus, der bereits bei seiner Taufe als Sohn Gottes vorgestellt wird, hat in diesem Evangelium reale Versuchungen, er fühlt Mitleid, Zorn kommt in ihm auf – und am Ende überfallen ihn Angst und Verzweiflung. Jesus ist hier ganz Mensch, ein Mensch seiner Zeit. Warum sollte er also nicht auch an den Vorurteilen seiner Zeit teilhaben? Die Herabwürdigung der „Heiden“ als Hunde war in seiner damaligen Lebenswelt weit verbreitet.

Jesus knüpft daran an, allerdings ist in dem von ihm aufgeworfenen Bild nicht der Straßenköter, sondern der Haus- oder Stubenhund gemeint. So oder so, was Jesus hier sagt, ist für diese Frau ein Schlag ins Gesicht. Das hat auch Martin Luther so gesehen. Eigentlich, so Luther, müsste die Antwort Jesu für sie „ein donnerschlag“ sein, der, „beide, hertz und Glauben, auf tausend Stück zerschläge“. Ob in Alltagsgesprächen, in Seminardiskussionen oder in universitären Gremiensitzungen, wir alle kennen solche Donnerschläge. Situationen, in denen das, was ich höre, was andere sagen, mir einen Schlag versetzt. Weil es mich verletzt, weil es hinterfragt oder abwertet, was mir wichtig ist, weil es mich in den Grundfesten meiner Identität trifft und erschüttert.

Wie reagiert nun die Frau auf diesen Schlag? Überraschend, erstaunlich gar. Sie schlägt nicht zurück, was man ja nicht nur mit Fäusten, sondern auch mit Worten tun kann. Vielmehr nimmt sie die Argumentation Jesu konstruktiv auf und führt sie, auf einer ganz anderen Art schlagkräftig, in ihrem Sinne weiter.

Bildende Verständigung, so scheint es hier auf, setzt die Fähigkeit voraus, sich – zumindest annäherungsweise – in die Perspektive des Anderen einzufühlen.

„Ja, Herr“, sagt sie, „aber doch fressen die Hunde unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder“. Die Frau nimmt Jesu Perspektive auf und trägt ihre eigene mit ein. Wie bestechend ihr Argument ist, wird deutlich, wenn man es in den weiteren Horizont von Jesu Botschaft stellt. Denn Jesus hatte das Reich Gottes auffällig oft als Mahlgemeinschaft zur Sprache und zur Praxis gebracht.

Die Antwort der Frau knüpft an dieses Bild an, mit einer fast unabweisbaren Pointe: Wenn Gott groß auftischt, dann kann es doch nicht so kleinlich zugehen, wie Jesu Antwort es andeutet. Wenn Gott groß auftischt, dann muss es doch eigentlich für alle reichen. In gewisser Weise hat diese mutige Frau mit ihrer so klugen Antwort auch uns den Platz am Tisch des Herrn eröffnet.

Damit kommen wir zum letzten, alles entscheidenden Akt dieses biblischen Lehrstücks zu bildender Verständigung: Jesus bewegt sich, er lässt sich umstimmen. „Um dieses Wortes willen geh hin, der böse Geist ist von deiner Tochter ausgefahren.“

Oft wird behauptet, Toleranz vor allem lediglich darin, den anderen einfach sein oder gelten zu lassen. Wäre dem so, dann könne es Toleranz auch ohne Gespräch geben. Toleranz ohne Annäherung – eine ziemlich triste, traurige Vorstellung. Bildende Verständigung nimmt die Existenz des anderen nicht einfach hin. Sie rechnet damit, dass die Andersheit des Anderen mir etwas zu sagen hat, dass sie mich bewegen, vielleicht sogar verändern kann.

Vor diesem Hintergrund kommt die frohe Botschaft, das Evangelium unseres Predigttextes erst so richtig zum Tragen.

Denn im Grunde, liebe Gemeinde, eröffnet sich in diesem Text etwas ganz Großes, das in unsere Seminarsitzungen, in unsere Gremiengespräche, ja in unsere gesamte Alltagskommunikation hineinwirken möge.

Jesus Christus, von dem wir glauben, dass er uns wie keiner vor und nach ihm an die Wirklichkeit Gottes heranführt, Jesus Christus, zu dem wir uns im zweiten und längsten Artikel des Credo bekennen, dieser Jesus Christus begegnete eines unerwarteten Augenblicks einer fremden Frau – und war bereit, von ihr zu lernen.

Amen.